

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 40

Artikel: Italien im Zwischenstadium
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

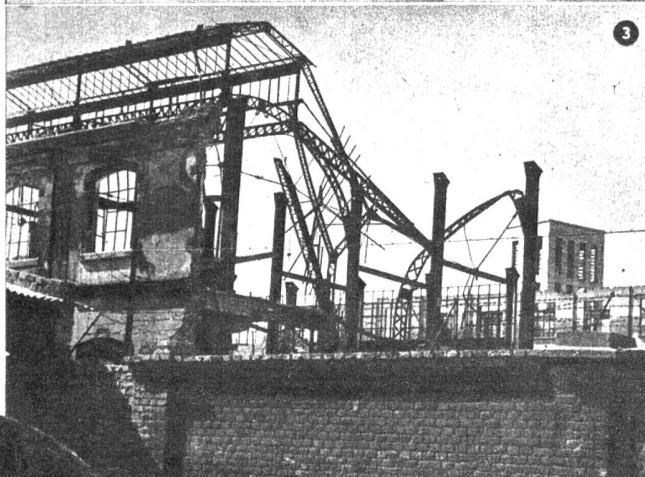
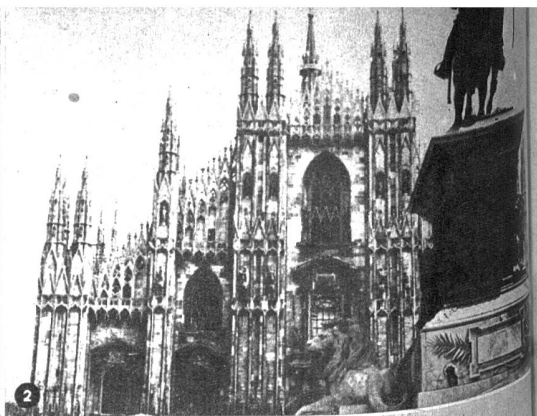
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

- 1 Beginn der Autostrada zwischen Como und Mailand. Der Preis für einen Personwagen beträgt 37 Lire
- 2 Der Dom - immer noch Mailands Wahrzeichen
- 3 Zerstörungen im Herzen von Mailand
- 4 Jeder Lastwagen dient dem Publikum als Transportmittel
- 5 Das von der Schweizer Spende der Stadt Mailand geschenkte Villaggio Italo Svizzero



Unten: Zuversichtlich schaut dieses Bubengesicht in die Zukunft



Unser Spezialreporter John Henry Mueller ist vor kurzem durch einen grossen Teil Italiens gefahren und hat auf einer Strecke von 7000 km allerlei gesehen und erlebt. Darüber berichtet er uns in dieser sowie in einigen der folgenden Nummern

Um es gleich ganz vorweg zu sagen: Italien ist heute — ausgenommen die Schweiz — das einzige Land des Kontinentes, in welchem das Reisen eine Freude ist. Ob die italienischen Konsulate in der Schweiz aus Rom Sonderanweisungen erhalten haben oder nicht: sie sind ausnahmslos zuvorkommend und behandeln jede Visumfrage und jedes Einreisegesuch mit heute kaum mehr gekannter Schnelligkeit. Und dies trotz einem enormen Andrang von visumbenötigenden Reiselustigen.

Wer heute zum Beispiel nach Deutschland reisen will, tut gut, sich für die gesamte Dauer seiner Fahrt Lebensmittel und Tauschwaren zu besorgen, da in Deutschland die Mark das am wenigsten begehrte Zahlungsmittel ist. Auch Benzin ist in Deutschland heute so schwer erhältlich wie Unterkunft. In Italien dagegen ist für Geld — und die Lire ist für Schweizer günstig — alles zu

haben, seitdem die Alliierten sich mehr und mehr auf die Gegend von Venedig und Triest zurückziehen, sind auch in allen Städten genügend Hotels für Zivilisten frei geworden und Benzin — nun ja, man muss es natürlich schwarz kaufen, aber es ist zu einem durchaus vernünftigen Preise erhältlich, und zwar überall. Benzinmarken sind an den Tankstellen wenig beliebt, da der Verkauf zum schwarzen Preise vorgezogen wird.

Gewiss wird in Italien da und dort geraubt, es kommen Ueberfälle vor, Banditen machen gewisse Gegenden dann und wann strichweise unsicher, aber nur, bis die italienische Polizei mit Maschinenpistolen und leichten Geschützen das Land säubert und die Herren Banditen am Schlaffthien nimmt und ins Gefängnis steckt, wo sich die Räuber von den Strapazen ihres sehr gefährlichen, mühevollen und gar nicht immer lohnenden Berufes erholen können. Vorsicht ist heute in

allen Ländern am Platze, es ist sicher besser, nicht des Nachts durch wilde und romantische Gegenden zu fahren und zuzusehen, dass Reiseziele immer bei Sonnenuntergang erreicht werden. Es ist zum Beispiel auch in Zürich keine Seltenheit, dass ein parkiertes und nicht verschlossenes Automobil durchsucht und eventuell gestohlen wird, dass Reifen, gesuchte Artikel, demontiert und fortgetragen werden — um so mehr ist es in Italien nicht verwunderlich, wenn bei der herrschenden Pneuknappheit Reifen zu Fuss werden. Man soll also abends lieber ins Kino oder ins Kabarett oder ins Kino oder ins Casino gehen und den Wagen gut verschlossen in die Garage geben, wo man erst noch eine Quittung dafür erhält und wo man den Wagen am nächsten Morgen sicher wieder abholen kann. Und dann tut der Schweizerische Ferienreisende oder was er sonst sein mag gut daran, sich zu erinnern, dass er in Italien

Gast ist, dass dem sich heute von langen Kriegsjahren erholenden italienischen Volke jedes auffällige Protzvermögen verhasst ist, dass Italien kein Mitleid will, sondern höchstens dankbar ist für jede Anerkennung, die für geleistete Arbeit gezollt wird. Dies alles, wie gesagt, nur vorweg genommen. An den Rand geschrieben, damit man's nicht vergisst.

Italien hat 75 % seines Eisenbahnrollmaterials durch den Krieg verloren. Diese Prozentzahl erscheint hoch, stimmt jedoch und wer die Augen offen hält und nicht allein den breiten Autostraden entlang durchs Land fährt, wird überall auf Güterbahnhöfen und auf Abstellgleisen die zerschossenen Lokomotiven und viele ausgebrannte Personen- und Güterwagen entdecken. Reisen per Eisenbahn sind mühsam und unbequem, wenigstens nach den Begriffen komfortgewöhnter und — verwohnter Eidgenossen. Der Fernverkehr, wie Linien Mailand — Venedig — Triest, Mailand — Genua — Rom, Turin — Florenz — Rom — Neapel und so weiter, wird heute zum grossen Teil durch die enorm grossen Autocars bewältigt. Aber wenn diese Cars auch zahlreich sind, so sind doch die Plätze schon tagelang zum voraus ausverkauft und so ist das eigene Auto heute noch immer das beste, schnellste, zuverlässigste und gesuchteste Transportmittel.

Seitdem es sich schweizerische Reisende zum Clou machen, in Mailand gruppenweise vor den Trümmern photographiert zu werden, sind die grossen, sauberen Autocars schweizerischer Herkunft vielleicht nicht mehr so beliebt wie auch schon. Diese Kinderkrankheiten werden. Es braucht sich also niemand mehr seines CH-Schildes am Wagen zu schämen, wirklich in Mailand zum Beispiel eine Zeitlang darzustellen brauchte.

Wenn in der Schweiz die Bäume sich bereits gelblich färben, die ersten Morgennebel über den herbstlichen Seen liegen und es auf der Passhöhe des Gotthards bereits recht kalt liegt über Oberitalien noch immer Spätsommerwetter: warm, doch nicht mehr heiss, am Abend und in der Nacht erfrischend kühl, doch noch nicht kalt. In den Feldern der Lombardei steht der Mais noch übermannshoch, die Kolben sind gelb und dick und die Reben tragen schwer. Nichts, aber auch nichts, erinnert daran, dass dieses Land durch einen schweren Krieg gegangen ist, dass es so viele seiner Söhne selbst in rus-

sischer Erde weiss. Die Autostrada zwischen Como und Mailand ist zwar nicht mehr spiegelglatt — was Deutschlands betonierete Autobahnen heute noch sind — sondern ziemlich abgefahren und ein neuer Belag ist notwendig: Der Mangel an Teer und Asphalt lässt diese Arbeit jedoch illusorisch werden und man behilft sich damit, dass man wenigstens andauernd repariert, ein erfreuliches Zeichen, wie denn überhaupt ins Auge sticht, dass in Italien in der Hauptsache gearbeitet wird, mit ehrlichem Willen und vielfach mangelhaften Geräten, mit Improvisationen — aber es wird gearbeitet.

Einige Tage nach der Abschaffung des neofaschistischen Regimes in Oberitalien hatten wir Gelegenheit, Mailand zu sehen: Es gab kaum eine Strasse, in welche die Bomben nicht Löcher, keine Häuserzeilen, in welche die Bomben nicht klaffende Wunden geschlagen hatten. Gewiss hat Mailand auch heute noch viele Quartiere, die zerstört sind, ganze Blocks liegen in Trümmern — aber der Fremde muss diese Trümmer, die hauptsächlich im Westen der Stadt liegen, schon suchen, während vor einem Jahre noch bis an den Domplatz hinunter die ausgebrannten Häuserfassaden düster und drohend in die Strassen schauten. In Mailand ist gearbeitet worden, in Mailand wird gearbeitet, und die Mailänder setzen ihren ganzen Stolz darein, ihre Stadt zuerst wieder aufgebaut zu sehen. Dieser Arbeitswille ist an und für sich schon sehr erfreulich und lobenswert, er ist es aber doppelt und dreifach, wenn man weiss, um welche geringe Löhne die Handwerker arbeiten, die den Aufbau der Tat wirklich leisten. Der Mann, der im Tag 8 Stunden lang arbeitet und Steine schleppt oder Trümmer schaufelt und dabei nur 350 Lire verdient — womit man im Restaurant eine einzige Mahlzeit erhalten kann — der Mann, der trotzdem an seiner Heimatstadt arbeitet und aushält, ist ein Held der Arbeit, ein Mann, zu dem man aufzublicken hat, denn seine Leistungen zählen doppelt und dreifach. Es ist ein neuer Geist, der durch die Massen geht.

Italien steht im Umbruch, man möchte sagen Italien mausert sich. Die Umstellung eines Einzelmenschen mag ohne ersichtliche und erkennbare Vor- und Anzeichen vor sich gehen — wenn es sich aber um ein Vierzigmillionen-Volk handelt, wie Italien es ist, so sind Reibereien, Quertreibereien und spontane Explosionen unvermeidlich, um so mehr, als dass der Italiener von Natur aus spontan

ist und sich heute nicht leicht zur innern Ruhe findet. Dieses Volk, das noch keine hundert Jahre als einheitliche Nation zusammengefasst worden ist und alle seine Regierungen aus Tradition immer mehr oder weniger mit Misstrauen und über die Schultern anblickte, hat es nicht leicht, über Nacht demokratisch zu werden. Das Gefühl der Solidarität überschreitet auch heute noch den engern Kreis der Sippe oder Klasse kaum, und deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn der Klassen-



Überall werden auf der Strasse gewaltige Melonenschnitze gegessen — besser gegen den Durst als Wasser und ausserdem sicherer, weil da und dort Typhus herrscht

Links unten: Mailands Wolkenkratzer viertel hat nicht einen einzigen Bombentreffer bekommen — dafür aber die Industriegebiete

kampf und der soziale Kampf mit aller Wucht geführt wird. Dem Aussenstehenden ist dieser Kampf nicht sichtbar — insofern er nicht gerade in eine Demonstration gerät.

Die Amerikaner waren in Italien immer populärer als die Engländer — aber Heeresangehörige beider Nationen sind heute in Mailand fast nicht mehr zu sehen. Das gesamte amerikanische Militärpersonal in Mailand zählt heute nicht einmal mehr 100 Köpfe, und diese hundert unterscheiden sich in ihren hellen Sommeruniformen, die mehr praktisches Arbeitskleid sind denn Uniform, kaum von den Angehörigen italienischer Heeresgruppen. Dafür sind mehr «General Anders»-Polen in Mailand, Polen, die nicht mehr nach Hause können oder wollen und nun als «Mädchen für Alles» unter britischer Oberhoheit stehen. Die Jeeps und Militärlastwagen sind aus dem Strassenbild Norditaliens fast ganz verschwunden und die Zivilbevölkerung weint den meistens irrsinnig und wild fahrenden Militärchauffeuren keine Tränen nach, haben doch die Jeeps und GMCs in Oberitalien fast so viele Tote auf dem Gewissen wie die Untaten der Koch-Bande oder der fanatischen SS. Ebenso sind die noch vor Jahresfrist mit viel Verschwendung angebrachten Hinweistafeln der alliierten Truppen verschwunden: Geblieben sind lediglich die ausgezeichneten alliierten Strassenmarkierungen und die grossen, weissen Wegweiser. Mailand macht heute wieder ganz den Eindruck, den es vor dem Kriege machte, und nur wer sich die Mühe nimmt, mit den Leuten in ihrer eigenen Sprache zu reden, erfährt



von der Not, die diese lombardische Metropole durchmacht. 100 000 Arbeitslose, Zehntausende von Obdachlosen, ungenügende Ernährung der untern Schichten, ungenügende Bezahlung der Beamtenkreise, Wohnungsnot, eine ungeheure Zunahme der Prostitution, eine allgemeine Verwilderung der Jugend, Zunahme der Kriminalität, ein Schwarzhandel, der schier aussichtslos bekämpft wird — dies alles sind Realitäten, über die das bunte und bewegte Leben in den Cafés, in den Galerien nicht hinwegtäuschen kann, Realitäten, die das strahlende Weiss des Domes nicht verdeckt. Und dennoch glauben alle diese Leute, die der sinkenden Kaufkraft der Lire nicht gewachsen sind, an eine bessere Zukunft, dennoch arbeiten sie hart und stets, dennoch haben sie den Glauben nicht verloren und dennoch wünschen sie den Faschismus nicht zurück, der wenigstens den untern Schichten drei gefüllte Teller im Tag gesichert hatte.

Die Schweizer Spende hat Mailand das *Villagio italo svizzero* geschenkt — ein Dorf, das auf 56 000 Quadratmetern 40 Baracken zu je 3 Wohnungen umfasst: Es steht draussen, beim Spital, im Vorort Baggio, in einer — sagen wir die Wahrheit — traurigen und gottverlassenen Gegend. Die Baracken sind mit der Schnur ausgerichtet, Strassen sind gezogen worden und die Gärten aufgeteilt, Wasser und Elektrizität sowie auch Kanalisation verlegt worden — und die Leute, Obdachlose und Bombengeschädigte mit Kindern zogen ein. Primitiv, sicher, aber die Familie bezahlt im Monat nur 300 Lire an Unkosten, denn von Miete wird nicht gesprochen, und dieser Betrag ist wenig Geld. Die Bewohner des Schweizerdorfes in Baggio schätzen sich glücklich, ein eigenes Dach über dem Kopf zu haben. Herr und Meister in vier Wänden zu sein und erst noch die Möglichkeit zu haben, das Gemüse und den Mais selbst zu pflanzen, soweit 100 Quadratmeter Garten dies gestatten. Es ist selbstverständlich, dass von diesen Bewohnern Schweizern gegenüber ein Loblied auf die Schweizer Spende gepfiffen wird, und es ist nicht dieses Loblied, welches uns erfreut, sondern die Tatsache, dass hier endlich einmal etwas Positives geleistet worden ist, dass Menschen aus den Trümmern geholt und hier untergebracht worden sind, auch wenn ein ehemaliger Konzentrationslagerbewohner pfiffig meinte: «Wenn ich nur einen Bruchteil von dem hätte, bei Gott, ich wäre ein grosser und feiner Herr...»

Da Mailand die lärmigste Stadt ganz Europas ist (dies ist «frei von mir»), verweilt man in ihr gerade nur so lange, als man in ihr zu tun hat. Der Betrachter alter Kunst allerdings wird in Mailand wild werden und aus dem alten Castello Sforzesca kommt man überhaupt nicht mehr hinaus, wenn man mit der Besichtigung beginnt. (Fortsetzung folgt)

Der Sohn Johannes

ROMAN VON RÖSY VON KÄNEL

28. Fortsetzung

«Ich habe die charakteristischen Erscheinungen einer Lungenentzündung auf der linken Seite festgestellt. Das Herz verhält sich bis jetzt gut. Ich ordnete vorläufig Wickelbehandlung an.»

Doktor Haller trat zu Christine: «Kommen Sie, ich möchte Johannes im Beisein meines Kollegen jetzt noch einmal untersuchen. Trinken Sie bei unserer braven, fürsorglichen Frau Linder eine Tasse Kaffee, das wird Sie stärken.»

Frau Linder führte Christine in ihre Küche hinaus und bot ihr den heissen Trank, den sie in kluger Voraussicht bereitet hatte. Während Christine zum erstenmal wieder etwas zu sich nahm, erzählte ihr die Bäuerin, wie der Knecht heute früh den Kranken gefunden hatte. «Ein so junger, lieber Mensch; er hat immer nach seiner Mutter gerufen. Haben Sie keine Angst, der wird schon wieder gesund. Meiner musste bereits zum Grenzschutz einrücken», fügte sie voller Stolz hinzu.

Christine bat, jetzt ein wenig allein sein zu dürfen, bis die Untersuchung in der Kammer beendet sei. Sie ging aus dem Haus, lief ein paarmal zwischen den Dahlienstöcken und der weissen Hauswand hin und her. Dann setzte sie sich auf eine rohgezimmerte Bank unter einem Fenster, von dem tiefdunkle Geranienblumen hingen. Sie hob Gesicht und Hände der wärmenden Herbstsonne entgegen, sie fror.

Still sass sie da, — wartend — betend — bangend, — eine Mutter, die auf der ganzen weiten Welt nur eines

zu verlieren oder zu gewinnen hat: ihr Kind!

Was würde nun kommen? Wie war zu helfen? Gab es noch eine Hoffnung, eine kleine, winzige Hoffnung für sie beide?

Es war, als würde sie immer schattenhafter und kleiner, während sie wie ein Häuflein Not und Jammer in der Herbstsonne sass und dem Elend nachsann, das sie mit ihrem Trotz, ihrem Ungehorsam und ihrer Unwissenheit herausgefordert hatte.

Ueber ihrem Kopf, aus dem offenen Fenster klangen auf einmal die Stimmen von Doktor Haller und Doktor Wyss. Christine wollte sich erheben und hineingehen, aber sie fühlte sich zu schwach dazu, sie war wie festgenagelt an die Bank. Doktor Hallers Stimme drang deutlich zu ihr heraus. Jedes Wort, das er sprach, kam auf sie zu und ging ihr wie ein Messer durchs Herz...

«Herr Kollege, ich habe nun also in Ihrem Beisein den Kranken untersucht und kann Ihre Diagnose nur bestätigen. Nach dem jetzigen Befund aber entwickelt sich auch eine Lungenentzündung rechts unten. Ich habe 120 Pulsschläge gezählt, die Fingernägel sind blau angelaufen. Es scheint mir, dass wir nun alles aufwenden müssen, damit das Herz durchhält.»

Für das weitere Vorgehen haben wir uns nun folgende Ueberlegungen zu machen: Spitalbehandlung oder Hausbehandlung. Bei der Spitalbehandlung haben wir alle Gewähr, dass die Lungenentzündung sachgemäss behandelt



Die Kirche von Musocco beim Endpunkt der Autobahnen in Mailand



Sehr selten sind in Oberitalien die Amerikaner geworden, die noch vor einem Jahr aus dem italienischen Städtebild nicht wegzudenken waren



Bombenschäden in Mailand